

Kerle in Angst

Männer sterben früher als Frauen – und zwar auch, weil sie Angst vor der Vorsorge haben.

Eine Reise zu Spezialisten. Die bauen auf Motivation: „Wenn es sein muss, bekommt er ein Ticket für Schalke!“

Von Karin Steinberger

Berlin/München – Jetzt kein Mitleid. Oder, noch schlimmer, Zynismus. Und auf keinen Fall zu viel Humor. Aber natürlich auch nicht zu wenig. Sonst ist der Mann sofort weg. Auf und davon. Und zurück kommt er nie wieder.

Lothar Weißbach seufzt, nicht hoffnungslos, aber sehr leise. Er schaut sich in der Hotel-Lobby um, er sucht die Bar. Weißbach, 70, ist wissenschaftlicher Vorstand der Stiftung Männergesundheit, Prof. Dr. med., Urologe, spezialisiert auf Prostatakarzinome, Hodentumore und Erektile Dysfunktion. Zu ihm kommt der Mann nur, wenn er muss. Oder wenn die Frau ihn schickt.

Gut ist das nicht, denn der Urologe braucht den Mann. Und der Mann den Urologen. Das ist ja das Problem.

Weil die Dinge zwischen Mann und Arzt generell schwierig sind, und weil das Wetter hier in Berlin wärmer ist, als zu erwarten war, bestellt sich Lothar Weißbach erst mal einen Prosecco Aperol. Dann erzählt er einen Witz: „Was versteht ein Mann unter einem Sieben-Gänge- Menü? Einen Hotdog und ein Sixpack.“ Er schaut. Es ist ihm sehr ernst, sonst wäre er nicht so albern.

Regel Nummer eins: Ein bisschen lustig muss es schon sein, wenn der Mann mit seiner Gesundheit konfrontiert werden soll.

Regel Nummer zwei: Mannsein ist keine Krankheit.

Regel Nummer drei: Der Mann ist nicht generell ein Gesundheitsidiot, er stirbt nur durchschnittlich früher als die Frau. Und das nicht aus genetischen Gründen. Also ist er doch ein Gesundheitsidiot?

Weißbach schüttelt den Kopf, er mag es nicht, dass sich alle immer lustig machen über die Männer. Weißbach ist ein hagerer Mensch, schmale Lippen, das Haar hat er dezent über den Kopf gekämmt. Und er ist ein energischer Verteidiger. Er sagt: „Lasst die Männer reden.“

Dann redet er. Der Mann, sagt Weißbach, wurde vernachlässigt, man hat ihn allein gelassen mit seinen veralteten Leitbildern, seiner verkorksten Männlichkeit, mit den weiblichen Erzieherinnen. Und mit der Angst. „Denn der Mann hat Angst. Alle Männer haben Angst, nicht vor dem Tod. Sie haben Angst vor dem Leid, vor dem Versagen. Der Mann muss strahlen, diese Stigmatisierung durch Krankheit, damit kann er nicht umgehen“, sagt Weißbach.

Und weil der Mann Angst hat, geht er nicht zum Arzt. Oder nur sehr selten.

Der Angstforscher Borwin Bandelow sagt: „Der Hauptgrund der extremen Angst der Männer ist, dass die Ärzte etwas finden könnten. Was natürlich paradox ist, denn bei früher Erkennung hätte man ja eher eine Heilungschance. Der zweite Grund ist, dass Männer es unmännlich finden, sich helfen zu lassen.“

Lothar Weißbach sagt: „Wenn der Urologe einen Mann sieht, erreicht er sofort seine Grenze. Der Mann ist dick, hat Hochdruck, der Mann hat Herzinsuffizienz, Gicht oder Diabetes. In diesem Zustand erreicht der Mann erst den Arzt.“

Weißbach ist seit Jahren unterwegs in Sachen Männergesundheit. Er hat vor fünf Jahren das Männergesundheitszentrum mitgegründet, er hat den ersten deutschen Männergesundheitsbericht mitherausgegeben. Er kennt die Klosterstudie, in der belegt wurde, dass die Lebenserwartung von Nonnen und Mönchen, also von Menschen mit sehr ähnlichen Lebensbedingungen, nur etwa ein Jahr auseinanderliegen. Er weiß also, dass Männergesundheit kein genetisches Problem ist, sondern ein gesellschaftliches, ein kulturelles, ein soziales.

Selbst die Wissenschaft vernachlässigt den Mann. „Die Gelder der Genderforschung gehen alle hin zur Frau. Der Punkt ‚Weiblicher Infarkt‘ wird gefördert, der männliche nicht. Das ist brisant und hochpolitisch“, sagt Weißbach. Schön und gut, dass Frauen an der Macht sind. Aber: „Angela Merkel, Ulla Schmidt und hintendrauf Alice Schwarzer. Da hatten wir nichts dagegenzusetzen.“

Deswegen tingelt Weißbach durch Deutschland. Um den Mann zu retten.

Er hält Vorträge, gibt Interviews, redet auf Männer ein. Und auf Kollegen. Er fordert mehr Interdisziplinarität, weniger Angst vor der Konkurrenz, weniger Operationen. „Die müssen doch jedes Jahr so und so viel operieren, damit die wirtschaftliche Bilanz der Klinik stimmt. Viel zu viele Männer mit Prostatakrebs werden operiert. Auch wenn es harmlos ist. Aber Haustiere müssen nicht erschossen werden.“ Weißbach zieht die Karikatur eines Urologen aus dem Papierstapel, ein Neandertaler – Skalpell in der Hand.

Klar ist, dass ihn das nicht unbedingt beliebt macht bei den Kollegen. Klar ist auch, dass es seit der Spätaufklärung bergab geht mit dem Mann: „Er ist vom gesunden Modell zum schwierigen Behandlungsfall abgestiegen“, so steht es im Männergesundheitsbericht.

Weißbach blättert in seinen Unterlagen, er findet gerade nicht, was er sucht, aber er findet etwas anderes. Eine Zeichnung, darauf eine Wippe, links der Mann, rechts die Frau. Die Frau hockt unten, fröhlich, geerdet. Der Mann, das Leichtgewicht, schwebt hoch in der Luft, haltlos, irgendwie verloren. Weißbach kichert, weil er so rumhängt, der Mann. Er weiß: Die Zahlen sind nicht lustig.

Nach dem Zweiten Weltkrieg lag die Lebenserwartung von Männern und Frauen in Deutschland nur drei Jahre auseinander. Mittlerweile leben Frauen in den alten Bundesländern mehr als sechs Jahre länger als die Männer. In den neuen Bundesländern mehr als sieben.

Sieben Jahre. Das ist ein Haufen Leben.

Lothar Weißbach nippt am Prosecco Aperol. Er will dem Mann Lebenszeit schenken. Also: Falsch ist, dass Männer nicht über ihre Gesundheit reden. Sie tun es, aber nicht mit jedem. Zum Beispiel die englischen Textilarbeiter, 1900, hatten alle Milzbrand. Ihren Frauen gegenüber taten sie bis zum Ende so, als seien sie gesund. Aber miteinander haben sie über ihre Krankheit gesprochen. Von Mann zu Mann. Falsch ist auch, dass der Mann ein Vorsorge-Verweigerer ist, sagt Weißbach. Der Mann ist nur wettbewerbsorientiert. Man darf ihm nicht drohen, man muss ihn locken, motivieren, dann kommt er schon.

So einfach?

„Ja, und wenn es sein muss, bekommt er eben noch ein Ticket für Schalke!“

Was wurde schon alles versucht, um den Mann zum Arzt zu bringen. Der März wurde zum „Darmkrebsmonat“ erklärt. Die Felix Burda Stiftung vermietet Europas größtes begehrtes Darmmodell. Es stand in Fußgängerzonen und in Behörden, wer durchgeht, findet sich in einer rosaroten Zauberwelt, von der Wand hängen gutartige Polypen und flächiger Darmkrebs. Aufblasbar. Krebsvorsorge zum Anfassen. Männer, die ihr Auto zum TÜV bringen, wurden gefragt, ob sie ihren Körper genau so gut warten wie ihr Auto. Ein paar sind danach zur Spiegelung gegangen. Immerhin, ein Erfolg.

Im Männergesundheitszentrum bekommt der Mann nach der Blutabnahme erst mal ein Frühstück. „Es muss den Männern Spaß machen. Dann kann man sagen, hast zwar was, bist aber früh genug gekommen“, sagt Weißbach, dann fällt ihm das Lied von Roger Cicero ein: „Zieh die Schuh aus“. Ein Männerlied. Weißbach überlegt kurz, fängt an zu singen, er kennt den Text tatsächlich auswendig: „Ich bin ein Sammler, ein Jäger, ein guter Ernährer, . . . ein Helfer, ein Heiler, im Grunde ein Geiler.“

Er trommelt mit den Fingern auf den Tisch: „Tja, und jetzt stellen Sie sich vor, ein Geiler geht zum Psychologen.“

Eben.

Der kranke Mann. Gesellschaftspolitisch gesehen ist er eine Katastrophe. Nicht nur in Deutschland, wo die Familienministerin eine Informationsoffensive zur Männergesundheit plant. Auch im Rest der Welt. Auf dem „Men's Health World Congress“ versammeln sich jedes Jahr Urologen, Onkologen, Kardiologen und Endokrinologen, um das Problem zu lösen. Dort werden Vorträge gehalten und Diskussionen geführt zu Themen wie: „We don't like to go to the doctor“ – Wir wollen nicht zum Doktor. Oder: „Why men die earlier and suffer more“ – Warum Männer früher sterben und mehr leiden.

Natürlich: Männer sind risikobereiter. Sie sind viermal häufiger an Unfällen beteiligt als Frauen, sie trinken mehr Alkohol, rauchen mehr, essen fettiger, sie prügeln sich – und sie bringen sich häufiger und erfolgreicher selber um. Frauen mögen zu viel beim Arzt sein, aber Männer sind eindeutig zu selten dort. „Der Mann, der bei Gottschalk gesprungen ist, das war eben keine Frau“, sagt Weißbach.

Die Dinge laufen von Anfang an falsch. Männer müssen schon in der Schule tapfer sein, stark, unabhängig, unbesiegbar, unverwundbar. Sie müssen Helden sein, im Sattel bleiben. Sie müssen immer alles im Griff haben. Und dann sollen sie sich bei der Darmspiegelung einen Schlauch in den Hintern schieben lassen?

Muss das sein?

Berndt Birkner lacht.

Klar muss das sein, sonst sieht er ja nichts. Er ist Gastroenterologe und Facharzt für Innere Medizin, er macht 40 bis 50 Darmspiegelungen in der Woche. Er hat Zehntausenden den biegsamen Schlauch eingeführt, um sich Mastdarm, Dickdarm und das Ende des Dünndarms anzuschauen. Er hat mit Elektroschlingen Polypen entfernt, hat Dehnungssonden eingesetzt oder Gewebe abgetragen. Er musste Menschen sagen, dass sie Krebs haben. Aber 99 Prozent der Menschen konnte er sagen, dass sie keinen Krebs haben. Oder dass sie rechtzeitig da waren und er das kranke Gewebe entfernen konnte.

Berndt Birkner sitzt in seinem Büro in München, gleich unter dem Dach, das Zimmer ist blau, himmelblau. Man kann sich gut vorstellen, wie die Männer hier sitzen. Gebeutelt von Angst.

Jetzt gerade sitzt Axel Milberg da. Bestens gelaunt. Der Schauspieler hat die Sache hinter sich gebracht, wieder mal: „Neulich wurde mir ein Zahn gezogen, da hatte ich mehr Schiss. Ich will Klarheit, nicht, weil ich mutig bin, sondern weil ich feige bin.“ Die Mutter war Ärztin, der Vater Jurist, da funktionieren männliche Verdrängungsmechanismen wohl nicht. „Vielleicht bin ich ja auch nicht männlich genug.“ Er lächelt. Birkner auch.

Birkner kennt auch andere Männer. Männer, die einen Termin mit ihm vereinbaren, dann absagen. Vereinbaren – absagen. Es ist ein ewiges Spiel mit den immergleichen Ausreden: die Arbeit, die Familie. Sie wissen schon. Bis es zu spät ist.

Die Angst der Männer. Milberg ist sie fremd. Das einzig Unangenehme an der Sache sei die Flüssigkeit, die man am Tag davor in sich hineinschütten muss, damit sich der Darm entleert. Zwei bis drei Liter in zwei bis drei Stunden. Penetrant salzig. „Das ist mühsam. Aber Entschuldigung, das ist harmlos“, sagt Milberg und schaut gequält, wie Kommissar Borowski, dem ein Zeuge abgesprungen ist.

„Aus unserer Sicht ist es eindeutig, der Darm ist der zweithäufigste Krebskiller“, sagt Birkner. An die 70 000 Menschen erkranken jedes Jahr in Deutschland an Darmkrebs, davon sterben 30 000. Sinnlos viele. Denn meistens entwickelt sich Dickdarmkrebs aus gutartigen Schleimhautwucherungen, die bei der Darmspiegelung entfernt werden könnten. Die zwei Männer sitzen im himmelblauen Zimmer und fragen sich, warum der vernunftgesteuerte Mann das verdrängt.

Birkner: „Das sind diese Typen, die sagen, wir packen es. Die glauben, sie setzen sich sowieso durch. Das ist eine Aktion im Hier und Heute, nicht in der Zukunft. Vorsorge hat immer was mit Zukunft zu tun.“

Milberg: „Das ist, wie wenn man sich versichert. Oder der Schattenparker, der sagt, ich parke das Auto hier, damit es, wenn ich in drei Stunden zurückkomme, kühl ist. Ist auch eine Art von Vorsorge.“

Birkner lacht. Der Schattenparker, das gefällt ihm. Milberg fällt dann noch der Westernheld John Wayne ein, der seinen Krebs immer „the Big C“ nannte. Es war sein letzter, großer Kampf: Wayne gegen the Big C.

Männer von gestern.

„Wooaah“, plärrt Milberg plötzlich. „Wooaaah – ich bin gerade aus dem Urwald gekommen. Diese Typen gibt's überall. Man kann sich auch zu Tode siegen.“ Birkner ist kurz rausgegangen, wahrscheinlich schaut er sich wieder einen Darm an. Milberg kommt in Fahrt: „Also ich komme da nicht rein, in diese Köpfe. Man ist krank, oder man ist nicht krank. Und wenn man krank ist, gibt es dagegen eine Behandlung. Und je früher die Krankheit bekämpft wird, desto größer ist die Heilungschance.“

Der moderne Mann muss mit Fakten umgehen, mit Realitäten. Kurz Zähne zusammenbeißen und Klarheit haben, das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite stehen die Toten, die zwei, zehn oder zwanzig Jahre länger hätten leben können, wenn der Krebs früher erkannt worden wären. Axel Milberg sagt: „Ist doch toll, wenn man weiß, dass alles o.k. ist.“

Dann fällt ihm das Buch ein, aus dem er vor kurzem gelesen hat: Leo Tolstoi „Der Tod des Iwan Iljitsch“, geschrieben 1886. Es ist ein Buch über einen Mann, der im Sterben liegt und dem plötzlich klar wird, dass er falsch gelebt hat.

Seite 54: „Konsultierte er aber die Ärzte, dann schien es ihm, dass sein Zustand sich verschlimmerte, und dazu noch sehr rasch. Dessen ungeachtet hörte er nicht auf, die Ärzte um Rat zu fragen.“

Das Problem ist also nicht neu.

Axel Milberg hält seine weiße Daunenjacke fest. Er mag dieses Buch, diesen Kampf des Iwan Iljitsch, sein Taumeln zwischen Einsicht und Verdrängen, zwischen Arztwechsel und alternativen Heilmethoden, zwischen Mitleid spüren wollen und Mitleid nicht annehmen können. Die Lesung, das sei nicht nur eine Lesung, sagt Milberg. Weil der Text mit jedem Einzelnen spricht und sagt: Du wirst sterben, es geht um dich, du wirst nicht ewig leben, das ist Gesetz! „Jeder stirbt mit Iwan Iljitsch für einen Moment. Das bricht einem das Herz, wenn man das hört. Und dann denkt man sich, du hast es in der Hand. Und nichts ist blöder, als ängstlich zu sein.“

Dann geht Axel Milberg nach Hause. In der Hand hält er einen Umschlag mit den Bildern seines Darms.

Es ist nicht weit vom Gastroenterologen Birkner hinüber zur Gynäkologin Marion Kiechle. Man muss ein bisschen laufen durch die langen Gänge des Klinikums Rechts der Isar, bis man in die Frauenklinik kommt. Kiechle wartet schon.

Sie ist zuständig für die Frauen. Da gibt es natürlich auch Verdrängerinnen. Sie hatte mal eine Patientin, die kam mit beidseitigem Brustkrebs zu ihr, leider erst dann, als sich der Krebs schon nach außen durchgefressen hatte. „Da schlage ich innerlich die Hände über dem Kopf zusammen und denke: Mein Gott, wie kann man so durchs Leben laufen?“ Die Frau sagte, sie hätte nicht früher kommen können, weil ihr Mann einen Herzinfarkt gehabt habe und sie sich um ihn kümmern musste.

Auch so etwas gibt es. Aber im Großen und Ganzen gehen Frauen anders mit ihrem Körper um. Sie geraten zwangsläufig hinein in diesen Arzt-Vorsorge-Strudel, weil sie oft von der Menstruation direkt in die Schwangerschaft, in die Stillzeit und dann sofort in die Früherkennungsphase hineinrutschen.

Und der Mann? Der hat bei der Bundeswehr seine Musterung („Husten Sie mal!“) – und dann hat er eine Lücke bis ins Vorsorgealter, sagt Lothar Weißbach.

Er hat ein zweites Gläschen Prosecco Aperol bestellt. Sei ja bekannt, dass die genetische Ausstattung des Mannes schlechter ist, als die der Frau, sagt er und macht sich lustig über dieses jämmerliche, männliche Y-Chromosom mit seinen 80 Genen. Auf dem X-Chromosom seien mehr als 1100 Gene. Der Mann taumelt vom Bauchfett zum Prostatakarzinom zum Potenzproblem. Und die Spermioogramme werden auch immer kümmerlicher.

Weißbach sagt: „Der Mann ist fast überflüssig geworden, der ist nicht mal mehr eine Drohne.“

Er macht trotzdem weiter. Er will dem Mann die Körpersensibilität zurückgeben, die man ihm abtrainiert hat, er will Zugangsschwellen abbauen. Er will den Mann dort abholen, wo er ihn vermutet. Beim Deutschen Fußballbund (DFB) zum Beispiel. Immerhin habe dessen Präsident Theo Zwanziger mal gesagt, der DFB sei für die Männer nicht nur auf dem Spielfeld, sondern auch am Spielfeldrand zuständig. Nach dem Tod des Torwarts Robert Enke hat Weißbach vorgeschlagen, den DFB bei Erkennung und Betreuung von Depressionen zu beraten. Zwanziger hat abgelehnt.

Rückschläge kennt Weißbach. Das Männergesundheitszentrum hat eine Umfrage zur Gesundheit männlicher Politiker gemacht, die nie veröffentlicht wurde, weil die Ergebnisse zu frustrierend waren. Jetzt plant er eine Ausstellung, Arbeitstitel: „Der Mann – XY ungelöst“. Aber er findet keine Sponsoren.

Also arbeitet Weißbach mit denen, die zu ihm ins Männergesundheitszentrum kommen. Drei Typen Mann sind das: Gesundheitsbewusste – denn auch die gibt es. Männer mit Beschwerden. Dann die Männer, die von ihren Frauen geschickt werden. Das sind die Schwierigsten. „Da fehlt es an der Motivation, die wollen das nur hinter sich bringen, damit zu Hause Ruhe ist.“ Wichtig ist, dass es schnell geht. Blutabnahme, Frühstück. Bis zum Mittag ist alles durchgecheckt, Herz, Leber, Milz, Niere, Blase, Prostata, Hoden, Penis, Psyche, Sexualität. Keine Röntgenstrahlen, kein Ärztehopping, keine Wartezeiten. Befunde werden erklärt.

Frauen schreiben da mit. Ein Mann schreibt nie mit. „Und er relativiert alles“, sagt Weißbach: „Bei der Belehrung am Schluss, da gefallen mir die Männer überhaupt noch nicht. Die nehmen sogar eine Lebensverkürzung in Kauf, lieber gut gelebt zehn Jahre als schlecht zwölf.“